

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 141 Bydgoszcz, 23. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bis dahin sind die Antworten der Zeugin ziemlich prompt erfolgt. Als der Staatsanwalt aber beginnt, Fragen über Binnies Eltern und deren Leben zu stellen, antwortet Inez nur schleppend und nach längerem Überlegen.

„Hat sich Anna Casilla auch um die Gäste in der Kneipe gekümmert?" fragt Adams.

„— — — Ja, ich glaube. — Ja, sie hat sich um die Gäste gekümmert."

„Trank sie dabei selbst viel?"

„— — — Sie trank selbst viel, ja — sehr viel."

„Erinnern Sie sich noch daran, wie eines Tages Filmleute in der Kneipe Station machten? — und wie dann einer von ihnen, der Regisseur Kristensen, vorschlug, daß Anna Casilla mit Binnie nach Hollywood kommen sollte, um dort zu filmen?"

Diesmal zögert die Zeugin besonders lange. Der Staatsanwalt wird nervös, denn er fürchtet, daß dieses Verhalten von Inez auf die Geschworenen einen schlechten Eindruck machen könne. Und als Inez jetzt lautlos die Lippen bewegt, als spreche sie sich die Antwort erst leise vor, da fährt er sie scharf an:

„Was soll dieses Gemurmel? Sie haben sofort zu antworten. Wenn Ihnen dieses Verhör auf englisch schwer fällt, so sagen Sie es; dann werde ich einen spanischen Dolmetscher für Sie bestellen."

Inez schüttelt den Kopf: „Brauche keinen Dolmetscher. Aber ich muß doch gut überlegen, weil ich doch geschworen habe zu Gott."

Sofort ist der schlechte Eindruck verwischt. Die brave Frau hat mit ihrer Gewissenhaftigkeit die Herzen der Geschworenen erobert, und es gibt keinen Zweifel mehr an der Wahrheit ihrer Aussagen.

Das Verhör geht im Schneckentempo weiter:

„Also erinnern Sie sich daran, wie die Filmleute in die Kneipe bei San Diego kamen — oder nicht?"

„Ja, daran erinnere ich mich."

„War Anna Casilla mit dem Vorschlag, daß ihr Töchterchen filmen sollte, gleich einverstanden?"

Lange Pause. — — „Ja, sie war gleich einverstanden."

„Und Fernando Casilla, Binnies Vater?"

„Der . . . der war . . . nein, der war nicht einverstanden."

„Aber schließlich gab er doch nach? — Wie?"

„Ja, schließlich gab er es doch zu."

„Und Mrs. Casilla und Binnie reisten dann bald nach Hollywood ab — nicht wahr?"

„Ja, ein paar Wochen später reisten sie ab — und ich bin mit ihnen gereist."

„Können Sie sich noch daran erinnern, wie Anna Casilla Peter Roland kennenlernte?"

Wieder besinnt sich Inez lang und sagt endlich: „Nein, daran kann ich mich nicht erinnern."

„Aber Anna Casilla und Peter Roland haben doch oft miteinander gesprochen?"

„Ja, sehr oft."

„Und mit Binnie sprach Roland auch oft?"

„Natürlich — sehr oft. Er brachte ihr auch oft etwas mit — Schokolade oder kleines Spielzeug und so."

„Sprach Peter Roland auch öfters mit Fernando Casilla?"

„Der war damals ja noch gar nicht in Hollywood. Er kam erst viel später."

„War die Ehe zwischen Fernando und Anna Casilla glücklich?"

Lange Pause. Dann die zögernde Antwort: „Ich glaube — nein, weil . . . Es gab oft Krach, besonders seit sie in Hollywood lebten."

„Weshalb gab es denn Krach?"

„Wegen Peter Roland. Mister Fernando konnte ihn nicht leiden. Er war eifersüchtig auf Roland."

Bei diesen Worten richtet sich der Angeklagte, der bisher regungslos in seinem Sessel gelehnt hat, steil auf und starrt verblüfft auf die Zeugin.

„Wieso war er denn auf Roland eifersüchtig?" fragt Adams mit erheucheltem Erstaunen.

Und nun fließen die Worte nur so von den Lippen der bisher so schwerfälligen Zeugin:

„Mister Roland wollte Mrs. Casilla heiraten. Das weiß ich ganz genau. Ich war einmal in dem Badezimmer von Binnies Garderobe, und die Tür zu dem anderen Raum war nur angelehnt, und Mrs. Casilla war allein in dem Raum, weil Binnie noch auf dem Set war bei Mister Kristensen. Und Mrs. Casilla hatte wohl nicht gemerkt, daß ich in dem Badezimmer war. Und da hörte ich, wie Roland schnell hereinkam und mit ihr sprach. Er blieb nur ein paar Sekunden bei Mrs. Casilla. Er sagte, sie sollte sich doch endlich entschließen und sich von ihrem Manne scheiden lassen, und er wollte sie gern heiraten, weil er sie und Binnie doch über alles liebte. Und dann küßten sie sich und . . ."

Weiter kommt Inez nicht mehr, denn Peter Roland springt mit einem Ruck auf und brüllt:

„Lügnerin! Verfluchte Lügnerin!!"

Sein Gesicht ist totenblaß und in maßloser Wut bis zur Unkenntnis verzerrt.

Eine von den weiblichen Geschworenen schreit hysterisch auf, ein kleiner Tumult entsteht im Saal. Ein Pressefotograf steht schon auf seinem Stuhl, um den Angeklagten in dieser Verfassung für die Abendausgabe seiner Zeitung zu knipsen. Aber Richter Corbetts Stimme übertönt alle anderen: er ruft den Angeklagten energisch zur Ordnung, und er droht mit Räumung des Saales, falls nicht sofort absolute Ruhe einträte. Der riesige Polizist Jonny und

Salvini versuchen den Rasenden zum Sitzen zu bewegen, indem sie auf ihn einreden, ihm die Hände auf die Schultern legen und ihn auf seinen Sitz niederzudrücken versuchen. Dabei ruft Salvini zu Richter Corbett hinüber: „Ich bedauere diesen Zwischenfall außerordentlich, Euer Gnaden, bitte aber dem Angeklagten zugute zu halten . . .“

Peter unterbricht ihn, Salvinis Hände von seinen Schultern abschüttelnd, ruft er: „Ich habe eine Erklärung abzugeben . . .“

„Beruhigen Sie sich doch, Roland!“ mahnt der Anwalt. „Überlassen Sie es mir, als Ihrem Verteidiger . . .“

Peter Roland gibt keine Ruhe: „Es handelt sich hier nicht um meine Verteidigung, Mister Salvini!“ schreit er seinen Anwalt an. „Es geht um die Verteidigung einer Verstorbenen! — einer Wehrlosen! — um die Ehre . . .“ Er bricht ab und wendet sich dem Richter zu: „Ich bitte Euer Gnaden, eine Erklärung abgeben zu dürfen!“

„Ich protestiere!“ schreit Adams. „Ich protestiere gegen die Abgabe einer Erklärung seitens des Angeklagten, während ich eine Zeugin verhöre!“ Und dann, ohne die Entscheidung des Richters abzuwarten, rennt er auf die Geschworenen zu: „Ladies und Gentlemen, merken Sie sich gut diesen Gesichtsausdruck des Angeklagten! — Diesen brutal verzerrten Mund! — Diese plötzliche Wandlung von scheinheiliger Sanftheit zu . . .“

Die kühle Stimme von Richter Corbett unterbricht den Erregten: „Bitte, fahren Sie in Ihrem Verhör fort, Mister Adams.“

Der Staatsanwalt zögert einen Augenblick. Dann — in der Erkenntnis, daß eine Fortsetzung des Verhörs die Wirkung von Inez' Aussage nur verringern könne — sagt er: „Danke, Euer Gnaden, das ist alles.“

„Dann verstehe ich nicht, Mister Adams“, sagt der Richter sarkastisch, „wieso die Abgabe einer Erklärung seitens des Angeklagten Ihre Vernehmung unterbrechen kann.“ Und sich zu Peter wendend: „Also, was haben Sie zu erklären?“

Roland versucht, sich zur Ruhe zu zwingen. — „Ich habe bisher noch nicht ein einziges Wort zu meiner eigenen Verteidigung gesagt, da ich in Mister Salvinis Verteidigung volles Vertrauen setze. Aber ich kann nicht dulden, daß eine Verstorbene . . .“

Corbett unterbricht scharf: „Es steht Ihnen nicht zu, hier etwas zu dulden oder nicht zu dulden. Wenn Sie der Meinung sind, daß die Zeugin die Unwahrheit gesagt hat, so können Sie dem Gerichtshof später durch Ihren Verteidiger Zeugen für Ihre Behauptung vorführen lassen.“

Einen Augenblick sieht es so aus, als ob Roland noch etwas erwidern wolle. Dann läßt er sich wortlos in seinen Sessel fallen.

Der Richter wendet sich an Mr. Salvini: „Irgend welche Fragen an die Zeugin?“

„Jawohl, Euer Gnaden.“ — Salvini verläßt seinen Platz, geht mit schnellen Schritten auf Inez zu, bleibt dicht vor ihr stehen, reckt die Hand gegen sie aus, blickt sie durchbohrend an und ruft mit lauter, drohender Stimme: „Wieviel Geld haben Sie von Mrs. Casilla bekommen?“

Sofort ergreift wieder eine ungeheure Erregung den ganzen Saal. Adams protestiert dagegen, daß seiner Zeugin Meineid und Bestechlichkeit vorgeworfen wird; Richter Corbett will Salvini zurechtweisen. Aber beider Stimmen gehen unter in dem Gekreisch von Inez. Sie hat erst einen gellenden Schrei ausgestoßen, und nun fällt sie auf die Knie, reckt die Hände gen Himmel und brüllt:

„Nein, nein, ich habe kein Geld bekommen! Bei Gott nicht! Keinen Cent habe ich von Mrs. Sylvia bekommen! Ich schwöre es bei meinem Leben — beim Leben meiner Kinder! — Ich habe keinen Cent von Mrs. Sylvia bekommen! Ich habe sie überhaupt nicht gesehen! Bei Gott schwöre ich es, Euer Gnaden . . .“

Sie kniet jetzt vor dem Pult des Richters und hebt flehend ihre Hände zu ihm auf. Da wird sie von vier kräftigen Armen emporgerissen. Zwei Polizeibeamte haben den leisen Wink des Richters verstanden und führen nun die noch immer Schreiende mit Gewalt aus dem Saal.

„Ich protestiere dagegen, Euer Gnaden“, beginnt Adams sofort wieder, „daß Mister Salvini meiner Zeugin Meineid und Bestechlichkeit vorwirft.“

„Aber Mister Adams, ich verstehe gar nicht, was Sie meinen!“ ruft Salvini mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt. „Man hat mich ja gar nicht aussprechen lassen. Ich wollte von der Zeugin nur wissen, wieviel Lohn sie von Mrs. Anna Casilla bekam, als sie damals bei ihr in Dienst war. — Von Sylvia Casilla ist überhaupt nicht die Rede gewesen.“

Ein brausendes Gelächter erfüllt den Saal. Es dauert eine ganze Weile, bis Richter Corbett seine Miene wieder in strenge Falten legen kann. Dann erklärt er:

„Ich glaube, daß uns allen eine kleine Beruhigung gut tun wird. — Der Gerichtshof macht eine Erholungspause von einer halben Stunde!“

*

Von „Beruhigung“ kann während dieser Pause kaum die Rede sein. Die Zuhörer diskutieren eifrig den interessanten Zwischenfall. Die Journalisten rennen um die Wette zu den Telefonen. (Es sind für den Prozeß ein paar Dutzend neuer Fernsprechzellen eingerichtet worden, und man hat das Personal auf dem Telefonamt verdreifacht.)

Edith Adams plaudert leise mit ihrem Gatten:

„Ich sage dir, daß dieser Salvini ein ganz ausgekochter Junge ist. Dieser letzte Trick war nicht von Pappe.“

„Unsinn, er ist ein Trottel“, erwidert der Staatsanwalt. „Das war ein ganz unfreiwilliger Erfolg. Er läßt sich bisher jede Chance entgehen.“ —

Leon Vandegrift steht in einer Ecke und kritzelt in sein Notizbuch:

Den Zeugen Boyd diskreditieren („keinerlei Grund, Roland nicht wohlzuwollen!“).

Inez Brown evtl. auf Meineid festnageln.

Jetzt kommt Salvini an ihm vorbei. Die beiden Männer tun so, als kennen sie sich nicht. Doch Mr. Mooshuber, einer von Vandegrifts Clerks, folgt Salvini und spricht ihn in einem günstigen Moment an:

„Mister Vandegrift läßt Ihnen gratulieren. Das wäre großartig gewesen. Außerdem soll ich Ihnen sagen, daß Nachricht aus San Franzisko gekommen ist. Der Beamte vom Vormundschaftsgericht hat Erlaubnis zur Aussage erhalten. Er ist jederzeit bereit, per Flugzeug hierherzukommen.“

„Ausgezeichnet.“

„Und noch etwas, Mister Salvini: Sie möchten Sylvia zuerst mit Sammetpfötchen anfassen. Wir müssen sie ganz langsam einkreisen und dann plötzlich die Falle zumachen. Sie soll außerordentlich gerissen sein.“ —

Mr. Mooshuber hat recht: Sylvia ist außerordentlich gerissen. Sie hat eine besondere Kriegslist für das bevorstehende Verhör ersonnen. Natürlich wird sie Peter belasten, denn der Bursche muß unbedingt wegen Mordes verurteilt werden, damit dadurch Binnies Tod endlich amtlich festgestellt ist und das Vormundschaftsgericht ihr endlich auch die Substanz des Vermögens zu freier Verfügung überläßt, damit sie es liquidieren und Amerika den Rücken kehren kann. Aber ihre belastenden Aussagen müssen in eine Form gekleidet sein, als ob sie Peter schonen wolle. Sie weiß, er ist ein jähzorniger und zugleich sentimentaler Mensch. Sie muß auf seinen Edelmut spekulieren, damit er nicht zu viel gegen sie auspackt.

*

Schneller als Sylvia denkt, kommt sie an die Reihe. Nach Wiedereröffnung der Sitzung muß sie als erste auf dem Zeugenstuhl, der isoliert auf einem kleinen Podium steht, Platz nehmen.

Sie gilt als Hauptbelastungszeugin des Prozesses und wird daher von den Presseleuten, vom Publikum und von den Geschworenen mit besonders neugierigen und abschätzenden Blicken betrachtet.

Sylvia ist eine schöne Frau und eine vornehme Erscheinung; darüber kann es nur eine Meinung geben. Die schlanke, in ein schwarzes Tailormade gekleidete Gestalt hat etwas Mädchenhaftes bewahrt, obwohl Sylvia sicher schon Ende der Dreißig ist. Ihr Teint ist auffallend hell und kontrastiert reizvoll zu dem kastanienbraunen Haar und

den braunen Augen. Ihre sehr weißen Hände, die ruhig auf den Armlehnen des Holzsessels liegen, sind besonders schön und edel geformt. Doch es scheint unmöglich, aus dem sehr regelmäßigen und bewegungslosen Gesicht irgend welche Schlüsse auf den Charakter dieser Frau zu ziehen. — Es fällt sofort auf, daß sie auch nicht einen Blick nach dem Angeklagten wirft. Man könnte fast glauben, daß sie seine Anwesenheit gar nicht bemerke.

Nach der Vereidigung und den üblichen Fragen nach den Personalien der Zeugin sagt Staatsanwalt Adams:

„Mrs. Casilla, ich werde nicht umhin können, Sie im Verlaufe dieses Prozesses noch öfters und sehr ausführlich verhören zu müssen. Für heute habe ich nur einige wenige Fragen an Sie zu richten, die ausschließlich die erste Drohung seitens des Kidnappers betreffen; ich meine jenen anonymen Telefonanruf. Wollen Sie uns bitte einmal genau erzählen, wann, wo und wie dieser Anruf stattfand."

Ohne Zögern und mit ruhiger und klarer Stimme erfolgt die Antwort: „Es war am 8. Mai 1928, abends gegen elf Uhr, als . . ."

„Wie kommt es, daß Sie sich dieses Datums noch so genau erinnern?" unterbricht Adams.

„Das Ereignis war aufregend genug, um sich Tag und Stunde zu merken. Außerdem haben wir ja gleich am folgenden Morgen auf der Polizei Anzeige erstattet und dabei ein Protokoll unterzeichnen müssen . . ."

„Danke, das genügt mir. — Was geschah also nun zu besagter Stunde?"

„Mein Mann und ich saßen in der Bibliothek in unserem Haus in Hollywood und lasen. Da läutete das Telefon; es wurde immer nach zehn Uhr abends nach der Bibliothek umgestellt, wenn wir zu Hause waren. Mein Mann ging also zum Apparat. Nach ein paar Sekunden schon fragte er ungeduldig, wer denn eigentlich spräche, und gleich darauf sagte er: „Nicht so schnell, ich verstehe kein Wort!" Zugleich gab er mir einen Wink und reichte mir den zweiten Hörer, so daß ich das Gespräch mit anhören konnte. Die Stimme eines Mannes drohte uns mit Entführung Binnies, falls nicht in der übernächsten Nacht . . ."

Adams, fürchtend, daß die Aussage der Zeugin spätere Widersprüche schaffen könne, unterbricht Sylvia:

„Hier haben wir das Protokoll, das Sie am nächsten Morgen zusammen mit Ihrem Gatten bei der Polizei unterschrieben haben . . ."

Der Wortlaut der Anzeige wird nun vom Gerichtssekretär verlesen. Sie besagt, daß jener Unbekannte telefonisch von Fernando Casilla die Summe von 25 000 Dollar verlangt hätte, die in der übernächsten Nacht an einer näher bezeichneten Stelle niedergelegt werden sollte, und daß bei Nichtzahlung dieser Summe Binnie entführt werden würde. Der Schluß des Protokolls, das Fernandos und Sylvias Unterschriften trägt, lautet: „Die Stimme des Mannes war uns nicht bekannt. Sie klang aber, als ob sie verstellt sei. Einen bestimmten Verdacht in bezug auf die Person des Erpressers haben wir nicht."

Sylvia bestätigt, daß sich alles genau so verhalte, wie sie und ihr Mann es damals in diesem Protokoll angegeben hätten.

„Weshalb haben Sie denn nicht schon damals den Verdacht geäußert, daß der unbekannte Anrufer Peter Roland gewesen sei?" fragt Adams.

„Mein Mann wollte nicht, daß durch einen eventuellen Irrtum seinerseits ein Unschuldiger belastet würde."

„Aber später haben Sie doch die Überzeugung gewonnen, daß es Peter Rolands Stimme war?"

„Mein Mann war später davon völlig überzeugt — ich nicht so ganz", erklärt Sylvia.

Adams schüttelt nervös lächelnd den Kopf. „Ich glaube, wir mißverstehen uns, Mrs. Casilla. Ich meinte mit meiner Frage, ob Sie n a c h der Entführung Binnies — zu der Überzeugung gekommen sind, daß jener anonyme Anrufer identisch war mit dem Manne, der später das Verbrechen tatsächlich beging — nämlich mit Peter Roland."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimme in der Einsamkeit.

Eine Geschichte von Erik Bertelsen.

Zeitig am Morgen ging Anders Larsen, der Bauer auf dem Vanghof, zum Hügel hinaus, um ein Schaf zu holen, das er am Tage vorher verkauft hatte und heute abliefern mußte. Es war kein gutes Geschäft gewesen. Als er dahin kam, wo die Schafe standen, ließ er gedankenvoll den Blick über das Tal auf der anderen Seite schweifen.

Alles dort unten lag im Nebel verborgen. Aber er wußte, auch dort standen Schafe. Sie gehörten seinem Schwager, der ihm schon seit Jahren Geld schuldete, ohne die vereinbarten Zinsen zu bezahlen. Wäre es nun nicht mehr als richtig, wenn Larsen sich durch eins der Schafe ein wenig schadlos hielt?

Anders Larsen handelte schnell entschlossen: er ging hinunter und fand schnell ein Schaf, das ziemlich dem glich, das er verkauft hatte. Und dann zog er ohne weiteres mit dem Schaf seines Schwagers los, um sein eigenes zu sparen. Der Schlächter merkte nichts, und Anders freute sich, daß alles so glatt gegangen war.

Erst als er auf dem Nachhauseweg war, meldeten sich Skrupel bei ihm. So ging es ihm immer, wenn er etwas genommen hatte, was ihm nicht gehörte. Denn es war keine Seltenheit, daß er stahl. Es drehte sich meist um Kleinigkeiten, oft um Dinge, die er selber gar nicht gebrauchen konnte. Schon von Kindheit an kämpfte er gegen den Drang, sich fremder Leute Besitztum anzueignen.

Es war die Spannung des Stehlens, die ihn dazu verlockte. Aber seine Klugheit hatte ihm bisher geholfen, nicht entdeckt zu werden. Noch wußte niemand um seine traurige Angewohnheit. Er war nicht nur wohlhabend, sondern auch sehr angesehen.

Der gutherzige Mann gab überall, wo es Not tat, ganz besonders aber denen, die er bestohlen hatte. Trotzdem wäre es ja besser gewesen, wenn er diese Untugend bekämpft hätte.

Während er am Nachmittag dabei war, den Stacheldraht am Zaun in Ordnung zu bringen, kam sein Schwager auf Besuch. Der fragte herausfordernd: „Du hast wohl nicht ein Tau gefunden?"

„Was für ein Tau? Hast du eins verloren?"

„Nein es war ein Schaf daran angebunden!"

Anders Larsen brach los: „Was bildest du dir ein? Glaubst du, ich stehle Schafe? Du solltest mir lieber mein Geld wiedergeben, als mit solchen Beschuldigungen anzukommen!"

„Ich beschuldige dich wirklich nicht", sagte der Schwager ruhig. „Ich fragte dich nur ganz höflich. Eines meiner Schafe ist heute nacht verschwunden. Wenn ich es nicht finde, kann ich dir noch viel weniger als bisher meine Schulden bezahlen."

Anders Larsen bereute seine Heftigkeit. Er sah ein, daß ihn eigentlich niemand beschuldigt hatte, aber sein schlechtes Gewissen machte ihn empfindlich. Anders Larsen gelobte sich selber, seine Untugend zu bekämpfen.

Aber einige Zeit später verkaufte er wieder ein Schaf und kämpfte genau wie das Mal zuvor mit dem Gedanken, sich bei dem Schwager schadlos zu halten.

Die Tiere hatten ihre Weide immer noch unterhalb des Hügels. Um sich vor Entdeckung zu schützen, ging Larsen erst am späten Abend dorthin. Aber als er das Schaf gefunden hatte, das er haben wollte, und es eben von dem Strick, an den es angebunden war, löste, hörte er deutlich eine Stimme dicht bei sich sagen: „Aber Anders!"

Bestürzt sah er sich um. Er sah nur Schafe. Nirgends waren Büsche oder Bäume, hinter denen sich ein Mensch verborgen halten konnte. Nur oben auf dem Hügel stand Gestrüpp. Die Stimme aber erklang neben ihm. Es mußte wohl Einbildung sein, er griff wieder nach dem Schaf. Aber da hörte er dieselbe Stimme, noch klarer als vorher: „Anders — geh' lieber nach Hause!"

Anders durchschüttelte es. Es war bestimmt kein Mensch in der Nähe. Er konnte jeden Fleck ringsherum in der hellen Nacht übersehen. Es gab keine Grube und keine Senkung, nichts, wo man sich verborgen halten konnte. Rückwärts schlich er davon. Dann begann er zu laufen. Niemals war er abergläubisch gewesen. Aber diesen Zwischenfall konnte er sich nicht erklären.

Er stieg in sein Bett, als er heimkam. Aber er konnte nicht schlafen. Auch in den nächsten Nächten erging es ihm so. Der Schreck saß ihm im Blut und machte ihn unsicher. Immer fürchtete er, diese Stimme hinter sich zu vernehmen.

Schließlich suchte er einen Arzt auf, der ihn von der Schlaflosigkeit befreien sollte.

Der Arzt war ein kluger Mann. Er merkte bald, daß diese Schlaflosigkeit einen Grund haben müsse, und brachte Anders Larsen dazu, ihm alles zu berichten. Und nicht nur von der sonderbaren Stimme, sondern auch von seiner unheilvollen Veranlagung erzählte Larsen.

„Ja, das ist traurig", meinte der Arzt. „Aber Sie taten gut daran, daß Sie mich aufsuchten, denn ich glaube, eine Art Krankheit hat Sie auf Abwege geführt. Und ich kann Sie heilen, wenn Sie mir helfen wollen."

„Was soll ich tun?"

„Sie sollen zu den Menschen gehen, die Sie bestohlen haben, und ihnen beichten."

„Das ist sehr schwer."

„Gewiß. Aber je schwerer es Ihnen wird, um so eher kann ich Sie heilen."

Anders Larsen versprach, dem Rat des Arztes zu folgen. Und auf dem Wege nach Hause ging er zu seinem Schwager. Sollte er beichten, so wollte er mit dem Schwersten beginnen.

Sie redeten hin und her, ehe Anders seine Beklemmung so weit überwand, daß er den Diebstahl des Schafes zugab. Merkwürdig: der Schwager war gar nicht erstaunt. Er gab nur zu, daß er Mißtrauen gehegt habe. Aber er habe gedacht, Anders wolle sich auf diese Weise dafür rächen, daß er weder Geld noch Zinsen erhielt. Anders bot eine Entschädigung an. Aber davon wollte der Schwager nichts hören. Das Geld für das Schaf sollte als Zins gelten.

Anders war sehr erleichtert, daß man ihm mit so großem Verständnis entgegenkam. Und nun wollte er reinen Tisch machen. So ging er zu einem Bauern, dem er einmal eine Axt fortgenommen hatte.

„Ach die Axt! Laß uns nicht mehr davon reden, Anders."

„Doch, das müssen wir", sagte Anders bestimmt. „Ich bin beim Doktor gewesen, und er hat mir gesagt, es sei eine Krankheit, daß ich stehle, und falls ich es überall, wo ich es getan habe, zugebe, würde ich davon geheilt."

„Es hat aber gar keinen Zweck, daß du überall beichtest", antwortete der Bauer. „Jeder weiß genau, daß du diese Krankheit hast. Seit vielen Jahren wissen wir das alle."

„So — ihr habt das gewußt?" fragte Anders tief beschämt.

„Das sollte ich nur geahnt haben! Dann wäre die Krankheit schon seit langem geheilt gewesen, glaube ich."

„Vielleicht. Aber wenn die Leute nun hören, du bist beim Doktor gewesen, dann wissen sie auch warum. Du nahmst das Schaf deines Schwagers, Anders. Und als er hörte, du habest wieder einmal ein Schaf verkauft, dachte er, diesmal wolle er aufpassen. So legte er sich in der Nacht oben auf dem Hügel ins Gebüsch. Als du dann kamst und wieder ein Schaf nehmen wolltest, rief er dir zweimal etwas zu. Diese Geschichte hat alle Bauern sehr erheitert, und sie werden noch viel mehr lachen, falls sie nun hören, du hast den Doktor aufgesucht. Ich werde aber darüber schweigen, wenn du willst."

„Hab' vielen Dank!" sagte Anders nachdenklich.

Anders ging nicht zu den anderen, um seine Verfehlungen zu beichten. Aber von dem Tage an war er geheilt.

(Aus dem Dänischen von Karin Reitz-Grundmann.)

Vielleicht interessiert es Sie

zu erfahren . . .

daß in China das Erklimmen hoher Berge ein beliebtes Mittel zur Büßung begangener Sünden darstellt. Jede Provinz besitzt eine Anzahl solcher Wallfahrtsberge. Allerdings ist die wirkliche Besteigung für viele ältere oder behäbige Chinesen als mit zu großen Strapazen verbunden. Solche Personen wissen sich zu helfen. Sie versammeln sich vor einem künstlich aus Papier angefertigten Berge, feiern ein Fest davor und beten sitzend die angenommene Gottheit des papierenen Berges an. Echte Wallfahrer haben vor derartigen Wallfahrern nur wenig Achtung und nennen ihre Veranstaltungen „Sock- und Freßgesellschaften".

daß in Indien ein wahrhaftiges Sprachengewirr herrscht. Es gibt 40 verschiedene Sprachen mit 222 Dialekten. Von tausend Indern beherrschen nur 17 die englische Sprache in Wort und Schrift. Die hindostanische Sprache und das Urdu sind gewiß ebenso verbreitet wie das Englische.

daß die Berichte von den indischen Fakiren, die ihre Schlangen angeblich durch ihr Flötenspiel beschwören, d. h. tanzen lassen, reine Märchen sind. Schlangen besitzen nämlich, wie die meisten Amphibien, üüberhaupt kein Gehör, und können demnach kein Flötenspiel wahrnehmen, wenn der angebliche Beschwörer auch noch so heftig bläst. Die abgerichteten Schlangen würden also auch tanzen, wenn die Flöte des Fakirs tonlos bliebe.

daß Schmetterlinge durchaus nicht so schlechte Flieger sind, für die man sie bisher angesehen hat. Der aus dem Süden stammende Totenkopf-Schwärmer wäre zum Beispiel bestimmt bei uns schon längst ausgestorben, wenn die erwähnte Ansicht sich bewahrheiten würde. Es ist erwiesen, daß die bei uns lebenden Totenkopf-Schmetterlinge steten Zuzug von Artgenossen aus ihrer Heimat Griechenland und aus anderen Balkanländern erhalten. Da diese Tiere dabei Wege von mehr als 1000 Kilometer, die sie über die Alpen führen müssen, zurückzulegen gezwungen sind, kann wohl niemand behaupten, daß sie schlechte Flieger wären. Ganz ähnlich verhält es sich bei den Oleander-Spinnern, die sich ebenfalls bei uns mit Hilfe südlicher Artgenossen fortpflanzen.

daß der Name Gibraltar der arabischen Sprache entlehnt ist. Ein Feldherr der Berber, welche Spanien erobern wollten, hieß nämlich Tarik. „Dschebel es Tarik" (Berg des Tarik) nannte man ihm zu Ehren den Felsen, auf welchem heute die stärkste Festung Englands thront, und aus dieser Bezeichnung ist Gibraltar entstanden.

daß während des Generalstreiks in Damaskus, der im Jahre 1936 gegen die französische Herrschaft einsetzte, selbst die Diebe ihre vaterländische Liebe entdeckten, und ebenfalls ihre Tätigkeit einstellten. Während 50 Tagen wurde in Damaskus nicht gestohlen. Ob die Franzosen aus diesem Grunde nachgaben und sich verpflichteten, den Syrern einen ähnlichen Vertrag zu bewilligen, wie ihn der Irak bereits hatte, ist allerdings fraglich.

daß sich Frauen nicht immer schminken, um den Männern zu gefallen, sondern dies mitunter auch mit der gegenteiligen Absicht tun. In Tibet ist es nämlich gebräuchlich, daß Frauen und Mädchen sich die Gesichter mit Ruß beschmieren. Sie sagen, daß es geschieht, um nicht bei den Lamas das Gefühl der Liebe wachzurufen. Da diese bekanntlich zur Ehelosigkeit verurteilt sind, wollen die Tibeterinnen ihnen die Bürde des Zölibats nicht erschweren.

daß ein richtiger Hindu selten unmittelbar aus einer Kanne, Becher oder sonstigem Trinkgefäß trinkt. Er läßt das Wasser in seine hohle Hand laufen und schlürft es aus dieser. Trinkt er dennoch einmal aus einer Schale oder dergleichen, so wirft er das Trinkgefäß regelmäßig nach dem Gebrauch fort. So seltsam die Gewohnheit auch anmutet, ist sie aus hygienischen Gründen doch sehr empfehlenswert.

daß im Gegensatz zu den meisten Ländern aller Kulturstaaten in Afghanistan für den Schulbesuch keinerlei Entgelt zu entrichten ist. Arme Kinder werden von den Unterrichtsanstalten unentgeltlich verpflegt und sogar mitunter für den Schulbesuch noch bezahlt. Begründet wird dieser Vorgang mit dem Umstande, daß der Familie durch den Schulbesuch eine Arbeitskraft entzogen wird. Und afghanische Kinder müssen schon sehr frühzeitig zu arbeiten beginnen.

daß unsere Sonne 750 mal mehr Masse besitzt als sämtliche zu ihrem System gehörigen Gestirne (Erde, Planeten, Planetoiden und Monde).

Hans Winter.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hopke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.